

(Nachdruck verboten.)

26] Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Wenn diese Theorien und Vorschriften auch mit geringer Autorität zu der Jugend Nello sprach, der heißblütiger und lebenslustiger war als sein älterer Bruder, so bewahrte der Jüngere doch in seinen Erinnerungen aus der Anabengzeit und in den tiefen Zügen, in welchen sich die Eindrücke der jugendlicheren Jahre dem Gedächtnis einzuprägen pflegten, das Bild des schrecklichen und „unbesiegbaren“ Nabaßens auf, wie er, „mit beiden Schultern den Boden berührend“, von dem Müller in La Presse geworfen dalag; und dieses Bild, das Nello, fast wie eine übernatürliche Eingebung, zugleich mit der Erinnerung an das physische und moralische Verkommen des unglücklichen Hercules nach dieser Niederlage, immer wiederkehrte, hatte den jungen Mann von zwei oder drei Extravaganzen gerettet, in dem Moment, wo er im Begriff stand, zu unterliegen.

So hübsch Nello auch war, wurde er doch gegen Verführungen, wie sie denen, deren Beruf es ist, ihre schönen Formen in Trikot zu zeigen, von seiten galanter Kreaturen, in jedem Augenblick nabetreten, auch durch die Freundschaft geschützt, welche ihn mit seinem Bruder verband. Die Frauen, welcher Gattung immer sie seien, lieben die intimen Freundschaften zwischen Männern nicht, sie empfinden Mißtrauen bezüglich des Quantum an Reizung, das ihnen zuzuwenden der eine Freund dem anderen gestatten wird: mit einem Wort, ihre Liebe fürchtet, und das mit Recht, die zu großen Männerfreundschaften. Ueberdies hatte Nello zu seinem Besten den Umstand gegen sich, daß er die Frauen, in deren Gesellschaft er sich befand, unsicher machte, sie verwirrte durch ein leichtes ironisches Lächeln, das auf seinen Zügen lag, ein Lächeln, das von selbst und ihm unbewußt ein moquant war; ein Lächeln, das nach dem Ausdruck der einen: „einen Anstrich hatte, als mache er sich über die Gesellschaft lustig“. Endlich, und es ist ein sehr delikates Ding, das auszudrücken, und wird wenig glaublich erscheinen: es herrschte bei einigen „Freundinnen“ seiner Freunde eine gewisse Eifersucht auf die Art seiner Schönheit, auf das, was dieselbe an weiblicher Schönheit sich angeeignet, an Schönheit der Frau erbeutet. Einer der Reiter, ein „Star“ der Hohen Schule mit prächtigen Schenkeln in hirschedernen Reitbeinkleidern, der zueit gerade von einer berühmten Dame der Demimonde geliebt wurde, hatte Nello eines Abends mit sich zum Souper bei seiner Maitresse genommen. Als Nello nach Beendigung des Besuchs gegangen, hatte der Reiter, der eine wirkliche Buneigung für seinen jungen Kollegen hegte und der die kühle Freundlichkeit bemerkte, welche die Dame des Hauses während des Besuchs gezeigt, sich sehr günstig über ihn geäußert, worauf seine Angebetete mit dem Schweigen der Frauen antwortete, die nicht reden wollen, und deshalb kleine Gegenstände, welche sie in den Händen halten, malträtierten und mit den Augen Dinge, welche nicht da sind, suchen. Der Reiter fuhr in seinen Aeußerungen fort, ohne der Dame etwas anderes als dasselbe Schweigen zu entlocken. „Aber der junge Mann ist doch wirklich charmant, nicht wahr?“ sagte er endlich in Tone sehr akzentuierter Frage. Die Maitresse schwieg noch immer, jenen bekannten Ausdruck jemandes, der sich „sein Teil denkt“, und dessen Gedanken nicht zum Vorschein kommen wollen, auf dem Gesicht, und noch immer mit einem eigensinnigen, kleinen Fächeln hin und her schlenkernd.

„Sturz und gut denn, was wirfst Du ihm eigentlich vor?“ fragte Nellos Freund endlich ungeduldig.

„Er hat Rippen wie eine Frau!“ ließ die Geliebte den Reiter kurz fallen.

Unter den Damen des Zirkus gab es indes eine Reiterin, welche auf Nello begehrliche Blicke zu richten schien.

Es war eine Amerikanerin und die erste Dame, die den Saut périlleux zu Pferde gewagt hatte, eine sensationelle Größe, deren Berühmtheit ihr driten in der neuen Welt einen Goldgräber zum Gatten verschafft hatte, der einen

historisch gewordenen Goldklumpen, ein Stück von der Dicke eines Baumstammes gefunden. Sehr bald aber hatte sie sich in der aufgezungenen Ruhe, der lästigen Angelegenheit ihrer Stellung — den Schattenseiten ihrer glänzenden Heirat — äußerst unglücklich gefühlt; ihr Mann war zwei Jahre nach ihrer Verbindung gestorben, und sie machte sich kurz entschlossen auf den Weg zu einem Zuge durch die Zirkusse von London, Paris, Wien, Berlin, Petersburg, welche sie, je einen nach dem anderen, unbekümmert um die gebrochenen Kontrakte und die zu zahlenden Konventionstrafen, in dem Moment wieder verließ, wo sie die Lust dazu angewandelt.

Mehrere Millionen reich, hatte die resolute, eigenwillige Dame ihre wunderlichen Launen ähnlich denjenigen jener Vermorbenen, die einst plötzlich Luft verlor, mitten im Sommer Schlitten zu fahren, und die zu diesem Behuf die Alleen eines Parks hoch mit pulverisiertem Zucker bestreuen ließ; tolle Launen eines despotischen Gemütes, das sich nichts zu versagen gewöhnt war, ein Stückchen Verdrehtheit, das seine Eitelkeit darin suchte, seinem Vergnügen Unmöglichkeit zu machen, und dies mit der ganzen Rücksichtslosigkeit der bizarren Launenbefriedigung der Amerikaner, die zu Gelde gekommen sind. So hatte sie bei ihrer Ankunft in Europa den Einfall, in ihrem Schlafzimmer in dem eleganten Hause, das sie sich in Wien gekauft, eine Einrichtung zu einem Gewittersturm haben zu wollen, ließ die Sache ins Werk setzen, und der Apparat zu diesem „Sturm im Hause“ — mit seinem Schaufeltrade, das im Wasser wühlte, den kleinen und großen Nuancen zum einfachen Sturm und zu Orkan, der Ausrüstung mit elektrischer Maschine zu den Blitzen und zur elektrischen Beleuchtung, seinem Brausen und Heulen des Windes, dem Prasseln des Regens und Jähsack der Woge — kostete sie die Kleinigkeit von 300 000 Frank.

Indes war Mrs. Tompkins der lästigen Mühe, ein großes Haus zu machen, der Einsamkeit, die sie in einer endlosen von ihr allein bewohnten Reihe von Zimmern empfand, bald überdrüssig geworden, und jetzt, da sie sich in Paris befand, ihre Sturmmaschine in einem Möbelspeicher untergebracht, wohnte sie in einem Zimmer des Grand-Hôtels, wo sie das Zimmer über und dasjenige unter dem ihrigen mitbezahlte, um in der Lage zu sein, an der Decke ihr Trapez anzubringen, auf welchem das Stubenmädchen sie morgens oftmals überraschte, wie sie auf demselben, ihre Zigarette rauchend, nach ihre Balancestudien machte.

Abgesehen von ihren tollen, ruinierenden Launen übrigens, die sie vor jedermann verborgen hielt, war das Leben der Tompkins das einfachste, schlichteste. Sie speiste an der Table d'hôte des Hotels oder in irgend einem Restaurant zweiten Ranges in der Nähe des Zirkus. Zu einem Hut, der stets derselbe war, einem chapeau à la Rubens, trug sie gewöhnlich ein Kleid von Wollstoff nach der Façon à l'Amazone, erging sich nicht in großer Pariser Toilette und bezog weder ihre Roben von den berühmten Pariser Modistinnen, noch trug sie Spitzen oder kostbaren Schmuck. Sie besaß jedoch Brillanten: ein einziges Paar Boutons als Ohrgehänge, aber Boutons so groß wie Flaschenorken, und wenn diejenigen, welche dieselben für unecht hielten, ihr bemerkten, der Schmuck müsse wohl sehr teuer gewesen sein, antwortete sie nachlässig: „Oh yes . . . ich können 'aben für meine Ohrring' 111 Frank Rente den Tag.“

Sie lebte, ohne jemand bei sich zu sehen, suchte keinen ihrer Landsleute auf, plauderte selbst mit den Mitgliedern des Zirkuspersonals nicht, zeigte sich auf keinem Theaterball, erschien bei keinem Souper des Café Anglais und war stets allein, ohne den Arm eines Kavaliere. Des Morgens, wenn sie, was zu sehr früher Stunde geschah, im Bois de Boulogne spazieren ritt, wurde sie dabei von Herzog Orlais begleitet. Dieser Herr, ein großer, schöner Mann, bekannt in ganz Paris und Brinz aus einer der vornehmsten Familien des Nordens, der unter seinen nächsten Verwandten eine Königin und eine regierende Kaiserin zählte, war als Grand-Seigneur ein Sonderling, der, ein passionierter Pferdeliebhaber, sich eine Zeitlang in seinem Palais einen eigenen Zirkus gehalten, in welchem er seine Frau, seine Töchter, die Dienerschaft gezwungen, Voltige zu reiten: ein Fürst, in

dessen Abstammung es ein wenig zurück eine Großmutter gab, die Kunstreiterin gewesen. Der Herzog empfand für die Tomptins eine zärtliche und zwiesache Neigung, in der sich die Liebe zum Weibe und die Liebe für Reitsport und Pferde miteinander vermischten und einander steigerten. Allein, er hatte sich an seiner Rolle als ihr Hofstallmeister und gelegentlicher Geschäftsträger genügen lassen müssen, daß sie ihn nur zu Pferde an ihrer Seite ausstehen könne, da er sonst „stupid“ sei, und daß sie es liebe, allein zu sein, ganz allein mit ihren „blauen Teufeln im Kopf“.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Influenza.

Von Dr. med. Wilh. Kühn-Leipzig.

Jedesmal in der Uebergangszeit des Jahres tauchen allerlei Krankheitserscheinungen auf, die man in früheren Zeiten als Grippe bezeichnete, bis eine Klärung der Verhältnisse dadurch eintrat, daß im Jahre 1892 während einer heftigen Epidemie von Pfeiffer der Erreger dieser Krankheit entdeckt wurde, nämlich der Influenzabazillus, so daß seit dieser Zeit der Name Grippe in Wegfall gekommen ist und dafür der Name *Influenza* allgemein gebraucht wird. Die Krankheit selbst war schon verhältnismäßig sehr früh bekannt, unterschied sich aber nur insofern von der jetzt bei uns herrschenden Influenza, als sie ähnlich wie die Cholera und die Pest nur zeitweilig über die Länder dahinzog (Pandemien), während sie seit dem letzten Auftreten, d. h. seit dem Winter 1880—1890, bei uns heimisch geblieben ist. — In Wirklichkeit ist die Krankheit schon seit dem 12. Jahrhundert bekannt, wenngleich die erste Influenzaepidemie, von der wir sichere Kunde haben, im Jahre 1610 und eine weitere im Jahre 1680 herrschte. Im 18. Jahrhundert kehrte sie häufig wieder, und im 19. sind eine ganze Reihe von Ausbrüchen verzeichnet. Vor dem erwähnten letzten größeren Fall hatte sie sich zuletzt in den Jahren 1857 und 1858 gezeigt, so daß sie fast ganz in Vergessenheit gekommen war, als sie plötzlich in dem Jahre 1889—1890 in besonders heftiger Weise in Erscheinung trat. Sie verbreitete sich wie ein Lauffeuer über die ganze Erde, kam aber nach Amerika erst dann, und zwar zunächst nach den Hafenstädten, als die ersten Dampfschiffe aus den verseuchten Häfen des europäischen Festlandes eintrafen.

Anfangs wurde die Influenza als ein harmloses Leiden angesehen, bald aber änderte sich die Ansicht, als man merkte, daß sie auch höchst unangenehme, ja sogar gefährliche Erscheinungen im Gefolge haben konnte. Wenn wir nämlich ehelich sein wollen, so haben wir ein spezifisches Heilmittel gegen die Influenza bis jetzt noch nicht, sondern wir müssen uns darauf beschränken, die einzelnen Erscheinungen in bezug auf die befallenen Organe besonders zu behandeln. Das eine soll allerdings gleich von vornherein Erwähnung finden, daß man im Volke geneigt ist, heutzutage fast alle vorkommenden katarrhalischen und unbestimmten leichteren Erkältungskrankheiten als Influenza zu bezeichnen, während man andererseits außerhalb der Zeit einer Epidemie die vereinzelt auftretenden influenzaähnlichen Fälle nicht sicher von den gewöhnlichen akuten Entzündungen der Luftwege usw. unterscheiden kann. Wir wissen nämlich, daß es auch andere Krankheitserreger gibt, die bei entzündlichen Erscheinungen der Schleimhäute des Rachens usw. in den Körper eindringen und die gleichen Allgemeinerscheinungen mit Fieber hervorgerufen können, wie wir sie bei der Influenza kennen. Daher sollte man diesen Namen nur dann zur Anwendung bringen, wenn wirklich durch eine bakteriologische Untersuchung die Anwesenheit des Bazillus festgestellt ist. Allerdings muß andererseits gesagt werden, daß sich dem in der Praxis manchmal erhebliche Schwierigkeiten entgegenstellen, da die Bazillen als sehr empfindliche Geschöpfe gegen äußere Schädigungen wenig widerstandsfähig sind und zuweilen nur in den tieferen Luftwegen haften. Unter dem Mikroskop zeigen sie sich als kleine Stäbchen, die sich nicht bewegen.

Jeder, der einmal eine Influenza durchgemacht hat, weiß, daß als erste Erscheinung eine starke Abgeschlagenheit und Schwäche eintritt, woraus zu erkennen ist, daß der Körper im allgemeinen beeinflusst wird. Das ist erklärlich, denn es sind hauptsächlich die giftigen Stoffwechselprodukte der Bazillen, die auch bei anderen Infektionskrankheiten das Fieber, dessen Eintritt mit Frost verbunden ist, die Kopfschmerzen, Mattigkeit, sowie ziemlich starke Rücken- und Kreuzschmerzen verursachen. Dazu kommen dann starke Schmerzen in den Muskeln und Gelenken der Gliedmaßen, drückende Schmerzen in den Augen, die namentlich bei den Bewegungen der Augen fühlbar werden und wahrscheinlich in den äußeren Augenmuskeln ihren eigentlichen Sitz haben. Mit anderen Worten stehen, da wir auch manchmal Benommenheit als wahrscheinliche Folge der direkten Wirkung des Influenzagiftes auf das nervöse Zentralorgan, ferner Schlaflosigkeit und Schläfrigkeit, ja sogar Delirien als Einfluß der giftigen Stoffe auf die Gehirnrinde beobachten, die Erscheinungen von Seiten des Nervensystems bei der Influenza ganz entschieden in den Vordergrund.

Wir sprachen schon davon, daß die Influenzabazillen hauptsächlich durch die Atmungsorgane ihren Eingang in den Körper finden. Daraus erklärt sich die sehr große Ansteckungsfähigkeit der Krankheit. Bereits eine geringe Anzahl der Bazillen vermag eine

Infektion hervorzurufen, so daß man sich bei Influenzaepidemien davor hüten muß, Erkrankten nahezukommen, da sonst die Tröpfcheninfektion nach Plügel gefährlich werden kann. Beim Husten, Niesen oder Schnauben wird nämlich eine Menge feiner Tröpfchen, die aus Wasser oder Schleimpartikeln bestehen, in die Luft versprüht, und an ihnen haften die aus den tieferen Luftwegen kommenden Bazillen besonders gern. Sie werden in die Luft geschleudert, kommen direkt zur Einatmung oder erhalten sich, wenn Staub vorhanden ist, durch Anhaften an den Staubpartikeln längere Zeit in der Luft schwebend, so daß auch entferntere Personen betroffen werden können. Bei dieser Gelegenheit müssen wir auch wieder darauf aufmerksam machen, wie angebracht der Kampf gegen die jetzige Form des Taschentuches ist, in dem die Absonderungen aus Nase und Mund eintrocknen, die in der Tasche zu Pulver verrieben werden, so daß beim Herausziehen die Bazillen ebenfalls wieder in die Luft gelangen. Der Staat hat die Pflicht, sich um diesen Punkt der Hygiene mehr als bisher zu bekümmern.

Wenn uns daher vielfach davon berichtet wird, daß bei der Influenzaerkrankung auch die Lungen nicht allzu selten in Mitleidenschaft gezogen werden, so ist uns das ohne weiteres begreiflich. Es kommt dann leicht zu einer Lungenentzündung, die einen sehr bösartigen Verlauf nehmen kann, wenn sich auch noch andere Krankheitskeime, nämlich die Erreger des Sitters, hinzugesellen. Dann handelt es sich um eine sogenannte Mischinfektion. — Ueberhaupt gibt es wohl beinahe keinen Körperteil, der nicht in Mitleidenschaft gezogen werden könnte. Erscheinungen von Seiten des Magendarmtrakts treten mit Uebelkeit, Erbrechen, Durchfällen und Leibschmerzen auf, wir kennen die höchst unangenehme Mittelohrerkrankung und leider auch die Gehirnhautentzündung, die häufig zum Tode führt, sowie eine Beeinträchtigung des Geschlechtsapparates.

Wenn jemand die Influenza hinter sich hat, so ist er dadurch durchaus nicht für dauernd immun, d. h. er kann nach längerer oder kürzerer Zeit einer neuen Ansteckung ausgesetzt sein. Außerdem gehören vielfach nach der Rekonvaleszenz die Genesenden zu den sogenannten Bazillenträgern, d. h. sie können, wie es auch beim Typhus vorkommt, noch jahrelang Bazillen in ihrem Körper haben, worin man als Erklärung das Vorhandensein versteckter Herde annimmt. Ein Ausflahren der Krankheit ist also nicht immer als eine erneute Infektion anzusehen.

Beschäftigten wir uns jetzt mit der Frage, wie die Influenza wirksam bekämpft werden kann, so gibt es gegen sie, wie wir schon erwähnten, weder ein sicheres Heilmittel, noch sonstige systematische und rationelle Maßregeln. Das einzige, was man nach rechtzeitiger Erkennung der Erkrankung durch bakteriologische Untersuchung tun könnte, bestände in der Isolierung der Kranken, die zwar sehr am Plage wäre, aber naturgemäß mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist. Auch die Desinfektion des Auswurfes würde sich sehr empfehlen, aber gegen die Tröpfcheninfektion versagen unsere Mittel. — Eine gewisse Vorsicht beim Verkehr mit Influenzakeranken ist indes stets am Plage. — Ob Medikamente gegeben werden müssen, ist Sache des Arztes, den man wegen der oft bedrohlichen Erscheinungen und heimtückischen Nachkrankheiten befragen muß. Die Winterische Schule zieht Wasseranwendungen vor und hat mit Teilwäsungen, Abreibungen, Einpackungen und darauffolgenden Uebergießungen in der Wanne sehr rasche und günstige Erfolge erzielt. Außerdem werden noch Teilanwendungen empfohlen, die teils zur Unterstützung der allgemeinen Prozeduren dienen, teils aber zur Bekämpfung einzelner schwerer Symptome herangezogen werden. So hält es Dr. Kugbaum in seinem „Lehrbuche der Hydrotherapie“ mit Rücksicht auf die Erscheinungen seitens des Gehirns für angezeigt, Kopfkühlapparate und Badenbinden anzuwenden, während er bei Erscheinungen seitens des Gefäßsystems und des Herzens die Einpackung mit einem Rückenschlauch oder mit einem Herzfühlaparat verband, und Leibbinden empfiehlt er bei Affektionen des Magens und Darmes. Bei der richtigen Wahl der Prozeduren, die nach wissenschaftlichen Grundätzen von Urte zu erfolgen hat, wird man nach ihm bei der Influenza immer günstige Erfolge in bezug auf den Verlauf der Erkrankung und der Rekonvaleszenz beobachten. Auch er macht darauf aufmerksam, daß die etwa entstehenden Lungen- und Rippenfellentzündungen einer sorgfältigen Beobachtung und Behandlung bedürfen.

Gaselbstzünder.

Von Dr. Heinrich Wiewenthal.

Ein Schaustück des chemischen Unterrichtsinstituts in Jena war vor 20 Jahren und ist wahrscheinlich heute noch das von dem Chemieprofessor Döbereiner konstruierte und nach ihm genannte Feuerzeug. In einem Glasgefäß wurde Wasserstoffgas entwickelt, das durch Öffnen eines Hahnes auf den in einer Metallhülse befindlichen Platinschwamm strömte und sich auf diesem sammelte. Dadurch kommt der Platinschwamm ins Glühen und entzündet das leicht brennbare Wasserstoffgas. Im Zustande feinsten Verteilung, als Schwamm oder Kohle, verdichtet das Platin große Mengen von Gasen auf seiner Oberfläche (Kontaktwirkung) und die dabei entstehende Wärme reicht hin, leicht entzündliche Gase zu entflammen. Somit hat Döbereiner schon vor 100 Jahren ein Prinzip zur Anwendung gebracht, das man vor etwa 20 Jahren zur Konstruktion von Gaselbstzündern wieder aufnahm. Wie dort ging

man hier von der Kontaktwirkung des Platins aus, nur daß es sich in neuerer Zeit um die Entzündung des Leuchtgas'es handelt.

Der Erste, der das alte Prinzip für den neuen Zweck auszunutzen versuchte, war der Chemierprofessor Max Rosenfeld in Teschen. Er fand, daß Platinschwamm im Leuchtgasstrom wohl zum Glühen zu bringen ist, daß diese Erwärmung aber nicht hinreicht, das Leuchtgas zu entzünden. Deshalb versuchte er es durch Einsetzen eines feinen Platindrähtchens in den Schwamm und erzielte auch, daß der vom erglühenden Schwamm vorgewärmte Draht im Gasstrom bis zur Weißglut erhitzt wurde und das Gas entzündete. Damit war die Frage wenigstens theoretisch gelöst und Max Rosenfeld muß als Gründer der Selbstzänder-Industrie gelten. Inzwischen zeigte diese Konstruktion einen Fehler, der bei vielen späteren auch heute noch nicht ganz überwunden ist. Die Zündpille, welche die Hitze auf die Drähtchen überträgt, war der Brennerhülse zu stark ausgelegt und verlor bald ihre Wirkungskraft. Um diese Zündpille, bezw. den Versuch, sie derart anzubringen, daß sie möglichst vor der Flamme der Glut geschützt blieb, dachten sich alle weiteren Konstruktionen. Döbereiner hatte sich seine Zündpille aus feuchtem Ton und Platinschwamm gemischt, sie nach dem Trocknen geblüht und reduziert, der Engländer Duke tränkte Meerschaum mit Platinchlorid und gewann dann durch Reduktion eine Pille, in der das Platin außerordentlich fein und gleichmäßig auf dem Meerschaum verteilt war, andere Erfinder ersetzten Meerschaum durch Kieselsäure, Zirkon usw., aber da es hinreichend feuerbeständig und auch gegen äußere Einflüsse genügend widerstandsfähig war, hat sich das Meerschaumfestum am besten bewährt. Natürlich lag der Gedanke nahe, den Sonderzänder zu sparen und selbstzündende Glühstrümpfe zu fertigen. Das ist dann auch geschehen und Vukle in Berlin setzte einen Zänder in den Kopf des Strümpfes ein, ein anderer tränkte den Kopf mit der Lösung eines Platinsalzes, besonderen Anhang scheinen aber diese selbstzündenden Strümpfe nicht gefunden zu haben, besonders weil mit der Zerstörung des Strümpfes auch die Zündvorrichtung verloren ging, was die Sache sehr verteuert.

Die Platindrähtchen, die ja direkt die Zündung des Gases besorgen, erfordern gewissenhafte Herstellung und versagen leicht. Die Ursache liegt nicht selten daran, daß Staub usw. aufliegt und man tut dann gut, die Drähtchen auszulühen. Verfiehet man diese noch mit Knötchen von Platinschwamm, so wird die Wärmewirkung der Pille erhöht. Um die Zänder billiger liefern zu können, hat man das Platin durch platinplattierten Nickel- oder Stahl Draht ersetzt, ist aber bald wieder davon abgekommen.

Die Verbindung von Pille und Drähtchen ist meist derart, daß die letzteren in die Pille befestigt werden und sächerartig von ihr ausstrahlen oder sie gehen nebeneinander von der Pille aus zu einem feinen Metallstäbchen.

Sehr beliebte Zänder, die zugleich dekorativ hübsch wirken, kommen unter dem Namen Moment, Monarch, Residenzsalon usw. auf den Markt, ein aus Aluminiumblech gebogener Ring trägt einen turmartigen Aufsatz, in dessen Spitze die Pille sitzt; zu meist wird diese noch durch eine den Turmaufbau nach unten abschließende perforierte oder jalouseartig durchbrochene Glimmerplatte geschützt, statt der Schutzplatte findet sich wohl auch ein feinstmaschiges Drahtnetz. Viel gebraucht sind ferner Apparate, bei denen der Zänder von den Bindungen einer Eisendrahtspirale getragen wird, die man mittels Haken an den Zylinder hängt. Bei dieser Konstruktion ist zwar die Pille vor der Flammenglut und den Abgasen geschützt, aber der Gasstrom tritt nur schwer hinzu, sodas sich die Zündung verzögert. Bekannte Zänder dieser Art sind Konus, Daisy, Patentspirale u. a. m. Bei dem recht praktischen Frieszänder liegt die schützende Glimmerplatte dem Zylinderende auf und lenkt den Gasstrom bei geöffnetem Hahn nach der Pille. Nach erfolgter Zündung hebt sich die Glimmerplatte, schützt also die Pille vor Glut und Abgasen. Die Bewegung der Platte bezw. der Pille hat noch verschiedene Konstruktionen gezeitigt, aber je kunstvoller diese sind, desto teurer stellt sich der Apparat. Beim Stockzänder, der sich bei leidlicher Behandlung gut bewährt, bringt man den eigentlichen Zänder gewöhnlich in einer durchbrochenen, unten offenen Messingbirne oder einem ähnlichen Aluminiumgehäuse unter. Der eigentliche Zänder besteht aus zwei oder mehr Pillen, von denen nach beiden Seiten Platindrähtchen ausgehen, während die anderen Enden um Metallhäkchen gewickelt sind. Um die Streichhölzer mehr und mehr auszuschalten, hat man auch Selbstzänder für Gaslöcher konstruiert, die nach dem gleichen Prinzip wirken und nur größer gebaut sind.

Daß Pille und Zünddrähtchen durch die dauernde Einwirkung der Flammengase leiden, ist erklärlich, man konstruierte deshalb Apparate, bei denen die Pille unterhalb des Brenners angebracht wird, aber ob die Handhabung nicht einfach genug ist oder ob der hohe Preis dieser Zündapparate zurückdrückt, sie haben sich jedenfalls nicht entsprechend eingeführt und sind vielfach nur den Namen nach bekannt.

Kleines feuilleton.

Theater.

Kleines Theater: „Mandragola“ von Paul Eger. Niccolò Machiavelli, Staatskanzler von Florenz, Geschichtsschreiber und Verfasser des berühmten-bekanntesten Buches „vom Fürsten“, an dem Friedrich II. von Preußen sich ein kleines Lichtchen

ansteckte, ist der Begründer der modernen Komödie. Er hat als erster aus dem überlieferten Appendrama der Antike das Drama der individualisierten Charaktere geschaffen und den Vers entthront. Seine „Mandragola“ ist die wirksamste Komödie der italienischen Renaissance geworden und die einzige, die noch lebt. Er hat darin die pedantische Gelehrsamkeit und die liebe Geistlichkeit, die für Geld zu allem zu haben ist, verpöthet mit jener Kraft frischer Verbtheit und der rein sinnlichen Unbefangenheit, die der ganzen Zeit und Machiavelli besonders eigen ist. Der Stoff, den er in unergleichlicher Knappheit und natürlicher Einfachheit meistert, ist eine Geschichte, die auch bei Voltaire stehen könnte: ein junger feuriger Liebhaber weiß einen trotteligen Alten mit Hilfe des für den „frommen Zweck“ gewonnenen Weichbaters zu bestimmen, daß er an seiner jungen Frau eine Kur vornehmen läßt, damit sie ihm das ersehnte Kind schenke. Natürlich weiß er es einzurichten, daß er die Kur selbst vornimmt.

Paul Eger gehört zu der Wiener Dichterschule, die über ein gefälliges Formtalent verfügt und damit die Weltliteratur für ihre wesentlich dekorativen Zwecke umzubilden begonnen hat. Das Sinnbild dieser Herren ist der Dravourarien singende Kolibri, ein Exemplar, das allerdings im Drehm nicht zu finden ist. Sie zeigen ihr glänzendes Gefieder wie der Kolibri und rollen wie ein guter Stubenthanarienvogel mit zwei Preisen. Ihre Talente zu leichtfüßigen Versen und mit Geschmack nachempfundenen Bildern, Stimmungen entfalten sie in allen Stilen. Da sie selber kein eigenes Leben führen, schlüpfen sie in die Hülle der anderen und führen Verwandlungsspiele auf. Herr Eger ist der jüngste und am wenigstens talentvolle dieser Gattung. Ob ein Truist der Um-dichter oder eigene Bitterung ihn veranlaßt hat, Machiavelli zu bearbeiten, wer kann das wissen? Er hat also den alten Spötter ins Neuwienersche überseht, ihm das Rückgrat gebrochen, die Satire ausgemerzt, statt des Mündes eine kuppelnde junge Witwe eingeschmuggelt, aus kraftvollen Florentinern schmachtende, gereimte, wohlstandliche Lyriker gemacht. Aus der derben Kur ist ein kleiner Ehebruch geworden, an Stelle der Offenheiten treten Anspielungen. Und die Pointe bleibt schließlich aus. Und die Erwartungen des Premierenpublikums blieben unbefriedigt. Handgreiflichkeiten wären ihm wahrscheinlich lieber gewesen als diese Mondsheinheit und unwahrscheinliche Psychologie.

Die für den Gebrauch junger Mädchen und der preiswerten Zensur umgemodelte Komödie, die von Machiavelli nur noch den Namen hat, ist bereits in München und in einer verunglückten Matinee in Berlin gespielt worden. Im Kleinen Theater bot besonderes Interesse nur die Sorma, die der jungen, lebenslustigen Witwe all ihre Schelmerei, launige Kofetterie und fröhliche Anmut lieh.

Friedrich Wilhelmstädtisches Schauspielhaus (Chausseestraße): „Jugend von heute“, Komödie von Otto Ernst. Das Berliner Kassehausliteratentum unserer Tage ist in gewissem Sinne noch das von „gestern“ geblieben: es paradiert mit langen, ungekammten Haaren, aufgeträmpelten Hosen und schwarzen, den schmierigen Papiertragen fast völlig verdeckenden Strawatten; es ästhetisiert, es inhalziert Bigarottenrauch wie „dazumal“, und es sonnt sich bei Kuerschem Glühlichtschein in seiner schöpferischen Untraft und lebt von Kaffee, ganz genau wie „dazumal“. Dennoch ist es heute ein anderes: — es vegetiert nur lediglich unter Ausschluß der Öffentlichkeit als Konventikeldchen, das zwar täglich die gesamte Literatur in die Kumpellammer wirft, aber doch ungefährlich ist. Nullen zählen eben nicht. Anders war das freilich vor einem Jahrzehnt und darüber. Damals waren solche dichter-künstlerischen Nullen die ungebärdigsten Spektakelmächter eines Kometenschweif von unreifer akademischer Jugend hinter hergezogen. Jene „Sch“-Künstler, Mehschschwärmer und Wagnerverkächter waren es, die Otto Ernst vor neun Jahren in seiner „Komödie“ verulkte; und es ist bezeichnend für die damaligen Verhältnisse, daß sich der Dichter veranlaßt fühlte, öffentlich zu erklären, daß er deshalb doch kein Gegner der modernen Kunst-richtung sei. So bitterböse wurde seine vermeintliche Satire, die doch eigentlich der Schärfe und der Klarheit ermangelt, damals im Lager der Jungstdeutschen aufgenommen! Das Publikum aber, dem ja immer der dickste Philister im Nacken sitzt, gaudierte sich kannibalisch. Da war doch einmal die ganze „moderne“ Kunst-richtung, die ihm natürlich höchst antipathisch sein mußte, fürchterlich an den Kranger gestellt! Das Stück machte unter dem frenetischen Beifallsgelächter seinen Triumphzug über alle entlegenen Provinzbühnen und brachte dem Verfasser Gold und Tagesberühmtheit in Hülle und Fülle. Auch am Mittwoch löste die „Jugend von heute“ — obwohl sie schon sehr verblasen anmutet — noch jubelndes Lachen aus; und hieran merkt man eben deutlich, wie stabil doch das deutsche Philistertum ist: — es hat nichts vergessen, weil es nichts gelernt hat. Freilich trug die Aufführung der Komödie sehr zu ihrem Erfolge bei, indem die Darsteller den Mangel an wirksamer Satire und Charakterzeichnung durch groteske Komik ersetzten, für welche sich ein in literarischen Dingen naives Publikum immer dankbar erweist. — e. k.

Musik.

Die Vorherrschaft des Klaviers in unserer Musikpflege wird immer mehr kritisiert, die Jagd nach dem Klavierlernen und -lehren immer mehr bedauert, beides noch lange nicht genug abgewehet. „Zurück zur Geige!“ heißt es mit Recht. Doch auch dies bedarf der Ergänzung durch ein „Zurück zum Blasinstrument!“ in Er-

innerung an die Zeiten, in denen der ordentliche Dilettant der Musik unseren heutigen Dilettantismus beneidete haben würde.

Damit verbindet sich noch eine andere Vorherrschafft und noch eine andere Mahnung. Wir sind „historisch“; wir spielen und hören auffallend viel „Altes“, zum Teil mit Ungerechtigkeit gegen das Neue. Nur steht unser nach rückwärts gerichteter Zeiteifer noch lange nicht richtig; wir sind doch nicht „historisch“, wenden uns kaum in die zwei letzten Jahrhunderte zurück (günstigenfalls bis Haendel und Bach) und drehen uns auch da noch in einem verengten Repertoire herum. Um so dankenswerter werden neueste Bemühungen, über all diese Beschränktheiten hinauszugetreten. Die Kunst der Blasinstrumente und verschiedener alter Instrumente wurde uns vor kurzem durch eine Münchener und eine Pariser Gesellschaft aufgefrischt. Jetzt hat sich aus unserer „Königlichen Kapelle“ (der des Opernhauses) eine eigene Kammermusik-Vereinigung gebildet, die namentlich Werke für Zusammenspiel von Streichern und Bläsern aufzuführen will. Da hörten wir am Donnerstag in der Singakademie zwei von den seltener vorkommenden klassischen Stücken, die auch ihren Verehrer und Kenner stets neu überraschen: ein „Divertimento“ von Mozart und das geradezu überreichlich schöne „Ottello“ von Schubert — hörten sie mit dankbarer Freude über das zumal in den Nuancierungen der Stärke so fein getönte Spiel, auch wenn wir uns noch eine schärfere Charakteristik denken können. Robitart: eine Sonate für Flöte und Klavier von dem in Berlin lebenden jungen Komponisten Rich. Köhler. Sie entspricht dem, was von einer Flötensonate erwartet werden kann, in hohem Maße, auch durch die Anknüpfung des Klavierparties an das Rankenwerk der Flöte.

Noch eigenartiger ist ein anderes Unternehmen, ein „Collégium musicum“, so benannt in Erinnerung an die weise privaten Vorläufer unserer heutigen Konzertvereinigungen. Diesmal gilt es jeglicher mit Unrecht zurückgesetzten Kammermusik unserer Vorfahren. Im Vordergrund stehen die Entwicklungsschichten, die zu der uns geläufigeren Musik Haydns geführt haben. Da hören wir von dem bedeutendsten Komponisten Englands, H. Purcell (1633—1695), der seinem Volk eine nationale Oper gegeben, wenigstens einige Sonaten für Klavier und Streicher, und glauben aus ihnen das Lachen des „lustigen Alt-Englands“, doch auch den mächtigen Einfluß französischer Tanzhythmen zu vernahmen. Dann weiter über den Meister der „großen Konzerte“, E. Corelli (1653—1713), sowie über den italienischen Münchener C. J. Dall'Abaco (1675—1742), dessen gestrenge Gravität uns nach rückwärts an das Wichtige der Barockzeit und nach vorwärts an die gewichtigen Rhythmen Haendels erinnert, zu dem eigentlichen Meister dieser Kreise: zu J. Stamitz (1717—1757), der samt den übrigen „Mannheimern“ aus der Wurzel des „böhmischen Musikantentums“ heraus eine kaum zu überschätzende Bedeutung an der Spitze der uns heute noch tragenden Entwicklung des Sonaten- und Symphoniestiles erreicht hat. Sein Schüler A. Jilky (1730 bis 1760) führt uns vielleicht noch deutlicher in die Kunst der Kontraste ein, die den damaligen Meistern eigen war, und hinter der die Kunst des eigentlichen Aufbaues der Komposition allerdings zurückstand.

Hugo Riemann besitz das nicht genug zu schätzende Verdienst, durch seine Entdeckungen und Ausgaben aus jener Zeit uns mit einer ganz eigenen Epoche der Musikgeschichte näher bekannt gemacht zu haben. Verzhold Rietisch, der Musikpädagog in Riemanns Sinne und vielleicht noch über dessen Sinn hinaus, verdient unseren Dank durch die Einrichtung seines „Kollegiums“. Die Musikvorträge, nach Bedarf erläutert durch Auseinandersetzungen beispielsweise über die Entfaltung der Sonate, finden an jedem Mittwoch statt (abends 8½ Uhr in einem Nebenraume des Sezessionsrestaurants, Kurfürstendamm 208). Wenngleich noch nicht im gewöhnlichen Sinne „öffentlich“, sind sie doch für jeden Musikfreund, ob ausübend oder nur zuhörend, ohne weiteres zugänglich. Wir freuen uns lebhaft, dieses Unternehmen bereits seit einiger Zeit durch seine nicht leichten Anfänge hindurch verfolgen zu können. Dort, wo selbst ein abgebrühter Musikreferent sich nicht nur im Dienste, sondern auch im eigenen Genuße fühlt, wie bei den zwei heute kritisierten Vorführungen, dort kann fürwahr von einer außerordentlichen Kunstleistung gesprochen werden.

Humoristisches.

— Ein Phlegmatikus. „Entschuldigen Sie, mein Herr, Sie sitzen auf meinem Hut!“ — „Sol... Na, Sie könnten aber auch einen weideren Hut tragen!“

— Ermüdend. Mutter: „Soll, schau nur, daß recht bald Hochzeit wird!... Dein Verehrer steht jetzt fortwährend bei uns, und immer mit einem freundlichen Gesicht herumgehen müssen — das kriegt man auch satt!“

— Ungerechte Welt. „Was ist denn los, Papeier? Warum heulst Du so?“ — „Gestern hat mich der Vater durchgehaut, daß mir die Hofe geplagt ist — und heute haut mich die Mutter wegen der zerrissenen Hofe!“

— Eine gute Frau. „... Die Frau Müller hat aber heute Soden über Sie erzählt!“ — „Und das hörten Sie so ruhig mit an?“ — „War mir ja selbst alles neu!“

(„Fliegende Blätter“.)

— Die Freie Volksschule bringt als nächste Aufführungen im Neuen Schauspielhaus: Goethes *Iphigenie auf Tauris* mit Frau Gertrud Arnold in der Titelrolle. Ferner im Berliner Theater: Feitz Dormanns Komödie *Lebige Leute*. Im Vorlingtheater: Mozarts *Entführung aus dem Serail*. Im Luisentheater: Molieres Komödie *Der eingebildete Kranke*. Eine Wagnergedächtnisfeier mit einem Wagnerkonzert arrangiert der Verein am 15. Februar im Mozartsaal. Beitrittsanmeldungen nehmen die Zahlstellen nur noch zu den Abendabteilungen entgegen. Der 20. Kunstabend ist der deutschen Romantik gewidmet.

— Neues Schauspielhaus. Am den Besuch des Sonntags, nachmittags 3 Uhr, zum ersten Male in Szene gehenden Weihnachtsmärchens *Frau Holle* der Jugend aus möglichst weiten Kreisen zugänglich zu machen, wird für Kinder unter 12 Jahren nur die Hälfte der Nachmittagspreise erhoben.

— Mommsen-Briefe. Der Briefnachlaß Theodor Mommsens ist der Königl. Bibliothek in Berlin von dem Erben überwiesen worden. Um auch Mommsens Briefe, sei es im Original oder in Abschriften, damit zu vereinigen, richtet die Bibliotheksverwaltung an alle, die Briefe von Mommsen besitzen, die Bitte, diese der Bibliothek dauernd oder vorübergehend zu überlassen.

— Das Grabmal ohne Namen. Auch in der Großstadt, scheint es, kann Entbederantent ein Feld für Laten finden. In den Buttes-Chaumont, einem der Pariser Parks, hat René Duros ein Denkmal „entdeckt“, ein Denkmal aus Bronze und Marmor, ein Denkmal, von dem Paris nichts gewußt. Auf einem Spaziergang durch die Buttes-Chaumont machte er, wie er im *„Matin“* erzählt, seinen Fund. Durch die kahlen Zweige der Bäume fiel der Blick auf eine Bronzestatue auf einem massiven großen Piedestal. Auf dem Steine saß ein Mann, die Beine halb ausgebreitet; eine Draperie verhüllte die Glieder. Ein zusammengeknötetes Taschentuch schlingt sich als Kopfsbedeckung über das Haupt, über ein Haupt von seltsam dämonischer Wucht des Ausdrucks. Unter einer leidenschaftsgefuhrten Stirn starrt ein grausam kaltes Augenpaar ins Weite. Schmale, bitter aufeinander gepreßte Lippen umrahmen einen harten, erbarmungslosen Mund. In ihrer halb zusammengelaureten Stellung weist die wunderliche Gestalt einen starken Eindruck von Grauen und Bewunderung. Keine Inschrift, keine Tafel, kein Datum, kein Wort, nichts, das verriete, welche Größe der Menschheitsgeschichte hier seine Ehre erhalten hatte. Grübelnd sucht Duros nach dem Gärtner. „Können Sie mir nicht sagen, was das für eine Statue ist, dort hinterm Hause?“ „Ach, Sie meinen den sitzenden Mann mit der Mütze?“ „Ja, gewiß.“ „Ach so: das ist *Narai*!“ *Narai*, natürlich *Narai*. . . . Daß ich nicht sofort darauf kam. . . . Aber warum hat man denn nicht wenigstens den Namen angebracht?“ Der Alte lächelte: „Man wagte es nicht.“ „Wer ist *man*?“ Die Regierung, der Gemeinderat. . . . Was weiß ich, sie haben Angst. *Narai*! Sie können sich doch denken. . . . „Ja, hat man denn das Denkmal nicht eingeweiht?“ „Eingeweiht? Eingeweiht?“ rief der Gärtner erstaunt. „Wo denken Sie denn hin! Ein *Narai*-Denkmal eingeweiht? Seit 18 Monaten, seit beinahe zwei Jahren steht es jetzt da. Man brachte es eines Abends so gegen sechs, als es schon dunkel war. Die Frau des Aufsehers leuchtete mit einer Lampe. Hinter dem Haus hat man es dann abgeladen. Und Sie denken, man sollte den Namen einschreiben!“ „Ja, aber die Spaziergänger, sie erkennen ihn nicht?“ Der Gärtner beruhigte den Frager. „Aber nein, niemand weiß, wer er ist, die Kinder, die hier umherspielen, nennen ihn den „*bonhomme assis*“ (den sitzenden Onkel).“

— Indische Zauberer. In Paris erregte jüngst ein indischer Zauberer, der aus einem vor den Augen des Publikums in ein häußeres Erde gesteckten Samen eine Pflanze hervorsprossen ließ, großes Aufsehen. Im *„Grecure de France“* erzählt aber jetzt ein „Eingeweihter“, der lange in Indien gelebt hat, wie die indischen Geheimeister arbeiten. Das geheimnisvolle Kunststück, das in Paris so bewundert worden ist, führen die zagambunierenden Gaukler sehr oft vor. Der Zauberer läßt sich unter dem üblichen *Abrahadabra* etwas Blumenerde und ein bißchen Wasser zur Anfeuchtung dieser Erde geben; dann nimmt er einen Pflanzensamen, zeigt ihn, damit man keinen Verdacht schöpfe, und steckt ihn schließlich feierlich in die Erde; mit dem Samen zugleich steckt er auch seinen Bambus-Zauberstab mit den sieben Knoten hinein, bedeckt alles mit einem Tuche, fängt inbrünstig zu beten an, nimmt dann das Tuch ab und zeigt ein etwa 20 Zentimeter hohes Pflänzchen, das angeblich aus dem Samen emporgewachsen ist. Darauf bedeckt er die Erde von neuem mit dem Tuche und läßt nach neuen Gebeten sehen, daß das Pflänzchen weiter gewachsen ist, und jetzt eine kleine Frucht trägt. Das alles ist sehr schön und ist doch ein — in Indien wenigstens — längst ausgebekehrter Schwindel: der Bambusstab ist hohl und verbirgt das erste Pflänzchen; die größere Pflanze mit der Frucht befindet sich im Saß, von dem sich der Zauberer nie trennt. Mit etwas Bedacht werden die Pflanzen und der Samen aneinander befestigt. Die Sache ist sehr einfach; wahrhaft bewundernswert aber ist die Geschicklichkeit des Zauberers, der alles vor den Augen des Publikums tut, ohne daß die Zuschauer etwas merken.